

Das Pfennig-Magazin

für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 443.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[28. Juni 1851.

Schloß Tirol.



Vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1845, Nr. 132.

Die Wunder der indischen Grottentempel.

(Beschluß.)

Im Jahre 1824 entdeckte der mutige Sam. Edw. Alexander in dem nördlichen Gebiete der Ghats die unterirdische Tempelgruppe Ajiananti, die in furchtbaren Wildnissen liegt; der kühne Reisende ließ sich aber von keiner Gefahr abhalten, bis zu ihr vorzudringen, obwol ihm von den Begegnenden angedeutet wurde, wenn er auch bei dieser Expedition dem Fraße der Tiger entgehe, so werde er doch die Beute der blutdür-

ftigen Bhils, eines berühmten Räubervolkes, werden. In den bis 15 Fuß hohen Grasungen und Schilfwäldern dieses Gebirgsthals, welches zur Seite mit Walddickicht an steilen Berghöhen gekrönt ist, fanden sich die Gerippe der Unglücklichen, die schon eine Beute der Tiger geworden. Von den Bergklippen herab hörte man das Pfeifen der Bhils, die sich Signale von der Ankunft der Fremdlinge gaben; doch schreckte sie der Respekt vor den Feuerwaffen der Karawane gleich den wilden Bestien in ihre Lager zurück. Die Berghöhlen steigen nur bis 500 Fuß auf Grauwackenfelsen mit eingelagertem Quarz, Chalcedon, Jaëpis und andern Massen in horizontalen Bänken und bilden die Bergwände, in deren Zusammenstoß die Grotten eingehauen sind; ein klarer Gebirgsstrom durchzieht das wilde Felsenthal.

Die Tempelgrotten sind in verschiedenen Höhen von 40—150 Fuß über dem Spiegel des Bergstroms eingehauen, ja die höchste dringt noch auf einer Höhe von 200 Fuß in einen Steinfels ein, über welchen sich ein Wasserfall herabstürzt. Der Haupttempel, in Hufeisenform, hat einen prachtvollen Eingang, ähnlich denen zu Karli und Kennerly. Zahlreiche Bienenester hängen von der Tempeldecke herab und ebenso zahllose Scharen von Fledermäusen durchschwirren die Grotten und Hallen. Dieser Tempel ist an 30 Fuß hoch, zwei Reihen sechsseitiger Säulen von einfacher Gestalt ohne Kapitäl umlaufen ihn; hinter denselben ist ein merkwürdiger Umgang, dessen Wände nach der Felsseite zu mit einem viertelzolligen Stucco überzogen sind, auf welchen sich Frescomalereien mit unzähligen Figuren befinden. Viele von den Säulen sind zerfallen, aber diese Frescogemälde sind in ihrer Vollkommenheit wie frisch erhalten mit den lebendigsten Farben — eine unschätzbare Entdeckung, da sie gleich den ägyptischen Fresken, nach Alexander's Versicherung, das häusliche Leben der alten Indier vorstellen sollen, was uns bisher unbekannt geblieben ist. Die Überladung der Grottenwerke mit Sculpturen fehlt hier, sowie die Feinheit der Ornamentirung wie in Ellora und Karli, aber die Fresken geben ihnen einen eigenthümlichen Werth. Die obern Stockwerke der Höhlentempel konnten nicht erreicht werden, weil die dahin führenden Treppen durch die Bhils zerstört waren, welche einige derselben zu ihren Raubhöhlen verwendeten. In vielen Seitenkammern, die unftreitig einst zu Priesterwohnungen dienten, sind Steinlager zu Ruhebetten in Fels gehauen und Quellen sprudeln aus vielen derselben hervor. In einem der Gemächer der obern Etage, welche erklettert wurde, fanden sich noch Spuren eines Feuerbrandes, ein Menschengerippe und Fußtapfen der Wilden. Die am höchsten gelegenen Tempelgrotten konnten ebenfalls nicht erreicht werden; auf dem Boden der untern nahm man auf dem Schutt der von den Plafonds herabgefallenen Stuccodecken die Fährten von Tigern, Schakals, Bären, Affen und Pfauen wahr; eine Nacht hier zu verweilen schien nicht rathsam. Der große Gelehrte und tiefe Forscher Karl Ritter schließt diesen Bericht mit folgenden inhaltsschweren Worten, die jeder Reisende, der in Zukunft Hindostan durchstreift, zu Gunsten der Wissenschaft beherzigen sollte: „Wie viele Monumente dieser Art mögen noch in den Wildnissen Dekans verborgen sein; wir stehen unftreitig erst an der Schwelle der Erkenntniß dieser Länder- und Völkergebiete.“

Wir verlassen nun diese wilden Schlupfwinkel der räuberischen Bhils und eilen mit den Flügeln des Gedankens nach Daulatabad, um den mißbegierigen Leser

in die Wunder von Ellora einzuführen, und möge Jedem seine geschäftige Phantastie jenes Riesenbild weiter ausmalen, das einmal schon für die menschliche Feder unbeschreiblich bleibt. Die Werke von Ellora, deren Entstehen völlig im Dunkel liegt, überraschen an Großartigkeit, edlem Kunstsinne, Vollendung der Zeichnung und Ausarbeitung alle Monumente dieser Art weit und lassen, eben weil sie eine Periode der ruhigen, geistigen Entwicklung voraussetzen, auf ein sehr hohes und unbekanntes Alter zurückschließen. Die Denkmale zu Ellora sind nicht aufgebaut, sondern eingehauen in eine Rippe der Erde, in einen felsigen Bergkranz, der in Halbmondgestalt sich über eine Stunde weit ausbreitet und dessen Inneres zu einer Menge von Grotten, Tempeln, Wohnungen zwei bis drei Stock übereinander in kolossalem Maßstabe mit unsaglicher Mühe ausgearbeitet und mit Ornamenten und Sculpturen überdeckt ist. Es kann dies nur das Werk vieler Tausende von Arbeitern und Künstlern, ja eines ganzen Volkes von Steinhauern eine Reihe von Jahrhunderten hindurch gewesen sein, so zahlreich, so großartig, so schulgemäß fortschreitend vom Nothen bis zum Vollendeten ist dieser Grottenbau ausgeführt. Die Zeit und das Volk, den Namen des Erbauers, selbst des Priestergeschlechts, das hier so Mächtiges hervorrufen konnte, nennt keine Geschichte; sogar die sonst überall so geschäftige Tradition schweigt darüber. Die Monumente, die Steine allein sind es, die hier reden, aber eine bis jetzt unvernehmliche, symbolische Rede; in der einen Sculptur tritt bald Brahma in seiner Einfachheit oder in seiner Dreierkörperung, in der andern bald Buddha hervor, beide einsam oder umgeben von ihren Götterscharen, ihren Begleitern, ihren zahlreichen Thiergefolgen; kolossale Elefanten in Fels gehauen halten an den Eingängen Wache. Hat man, von Daulatabad herkommend, den hohen Rücken der Trapp-Porphyrberge erreicht, so fällt der Blick jenseits in eine romantische Wildniß, in ein tiefes Felsenthal mit Baumgruppen besetzt, in denen am Fuße der Berge das Dorf Ellora liegt, von dem die Monumente den neuern Namen erhalten haben; Alles umher aber ist Wüstenei. Zwei Drittheile hinab eine Stunde Weges weit ist der Berg, der auch den Namen Devagiri, d. h. Götterberg, führt, zur Verwunderung des Wanderers überall künstlich zertheilt und in ein wahres Pantheon der Indier verwandelt, sodaß Siwa allein hier an 20 Tempel haben soll. Die Beschreibung aller dieser Grotten, die auf großen Säulereihen in mehren Stockwerken übereinander liegen, mit ihren Treppen, Galerien, Vorhöfen, Brücken von Felsen, überall gleichfalls in Fels ausgehauenen Kanälen — diese Beschreibung ist unmöglich, da die Augenzeugen so von ihrer Größe ergriffen wurden, daß sie kaum Schilderungen davon wagten. Tritt man in das Felssthor des Haupttempels ein, so führt dies in die Mitte eines aus Felsen seltsam gehauenen großen Hofraums, der eher das Ansehen eines weiten verzauberten Steinbruchs, rings von Felsen überragt, darbietet, als eines Gebäudes. Es ist dies das Kailasa, der seltsame Sitz der indischen Göttermwelt; so wird dieser Tempel von den dortigen Hindus genannt. Die Felswände des Hofraums umlaufen mehre Stockwerke von künstlich durchbrochenen Grotten, Galerien und Felshallen, in der Mitte ist aber eine große isolirte Felsenmasse stehen geblieben, die in ihrem reichverzerrten Tempel ausgehöhlt ward; dies ist der größte bekannte Monolithentempel, 103 Fuß lang, 36 Fuß breit, 17 Fuß hoch, über den sich noch Dome und die höchste Pyramide

des Tempeldachs 90 Fuß erheben. Er wird von vier Pfeilerreihen gestützt, seine Ecken werden von Elefantkolossen getragen, ihm zur Seite stehen noch kleinere Steinpagoden. Alle Innen- und Außenseiten sind mit Götter- und Thierbildern von aller Größe und Art und in den mannichfaltigsten Gruppen bedeckt. Die Verschiedenartigkeit ihrer Ausführung vom rohern bis zum vollendetern griechischen Meißelstoß und der feinsten Feile zeigt, daß viele Schulen, viele Geschlechter an diesen Werken thätig waren. Die feinere juwelierartige Ornamentirung des Außern contrastirt reizend mit der Wildheit der umgebenden Felsen. Der südlichste der noch ungezählten Grottentempel, minder kunstvoll als andere ausgehauen, ist durch die einfachere Architektur merkwürdig, durch gänzlich verschiedenen Stil, welcher dem Cultus des Buddha angehört, woraus wol mit Sicherheit sich schließen läßt, daß einst hier Buddha-colonien herrschend waren. Ob diese aber erst später eindringen und einflußreich genug wurden, um neben Brahmanen sich ansiedeln zu können, darüber gibt die Geschichte keinen Aufschluß, noch weniger ob ihre Anlagen denen des Brahmanencultus etwa vorhergingen, wozu Fig-Clarence bei der Betrachtung dieser Grottenwerke am geneigtesten schien. Die phantastische Architektur des Ganzen erfüllt nicht mit dem Gefühl des Wohlbehagens und des Schönen, das aus der Harmonie und der Einfachheit aller Verhältnisse, z. B. eines griechischen Tempels, hervorgeht, sondern mit der Ahnung des Kampfes noch wilder Naturgewalten wider die mächtige, anstrebende Gewalt des Geistes, die Materie durch die Form, die rohe Masse durch das Maß beherrschen zu wollen. Kunst und Natur, Mensch-, Thier-, Götter- und Pflanzenwelt sind hier noch in einem brütenden Chaos.

Die Dimensionen des Kailasa sind in der Vorhalle 138 Fuß breit, 88 Fuß tief; aus dieser durch einen Porticus in die Aree des Tempels 247 Fuß lang, 150 Fuß breit; die Höhe der ausgehauenen Felswände bis 100 Fuß hoch. Der Monolithentempel isolirt in der Mitte des Haupttempels hat 103 Fuß Länge, 61 Fuß Breite und ist im Innern nur 17 Fuß hoch ausgehölet, steigt aber im Außern hoch empor und ist bis auf 18 Fuß Höhe überall mit Sculpturen überdeckt. Nicht dieser Tempel allein, sondern auch alle Galerien und Grottenwerke, welche ringsum den Felsen hoch umgeben, sind gleicher Art; die kolossalen Göttergestalten sind 11—12 Fuß hoch; der Elefant und Sphinx als Ornamente der Säulenreihen sind unzählige.

Die Engländer Seely und Sykes haben diese Riesenerwerke von Ellora am weitläufigsten beschrieben und Ch. Mallet hat zuerst einen Grundriß von ihnen gegeben. Der Eindruck, den das Ganze auf die Besuchenden macht durch seine Größe und den Reichthum an Formen mit den feinsten Zierathen, geht über alle Beschreibung, und Seely schließt in seinen „Wundern von Ellora“ die Schilderung des Kailasa mit folgenden Worten: Ein Pantheon, eine Peters- oder Paulskirche zu bauen, kostet Arbeit und Talent, jedoch begreifen wir, wie es geschah, wie der Bau fortschritt und vollendet ward; sich aber eine Anzahl Menschen zu denken, noch so groß, noch so unermüdet als man will, und mit allen Hülfsmitteln versehen, die einen festen Felsen angreifen, ihn ausbauen, mit dem Meißel ausarbeiten, um so einen Tempel wie den erwähnten zu Stande zu bringen mit seinen Galerien, Sälen und der endlosen Fülle von Statuen, Verzierungen und Bildwerken — das scheint ungläublich, und man verliert sich in Staunen.

Es schwebt der Jugendgeist der Menschheit über diesen Felsenrathseln, und wer die Wunder von Ellora entziffert, der wird das Burgverließ der Weltgeschichte entdecken, das die größten Gelehrten bis jetzt vergebens gesucht. In diesen Herculesthaten des indischen Urvolkes liegen die ersten steinharten unumstößlichen Beweise jenes geistigen und intellectuellen Fortschritts, der die Menschheit auf ihrem Gange über die Erde begleitet.

Hier ist die Kunst unmittelbar aus der Natur hervorgegangen, sie hat noch nicht wie in spätern Völkerperioden ihren Stoff bewältigen können, daher wol das massenhafte Objectiv gewaltig, ja ganz und gar das Subjectiv erdrückt und jenes stumme Staunen in dem Gemüthe des Beschauers erzeugt, worüber sich kein Augenzeuge hinreichende Rechenchaft zu geben weiß.

Der Stein- und Felsencultus der indischen Altväter scheint sich aber doch schon in den ersten Jahrhunderten aus diesen dunkeln Höhlen und unterirdischen Grotten ins freundliche Sonnenlicht heraufgezogen zu haben; denn es finden sich in Indien, z. B. an der Koromandelküste Monumente, die den Werken von Ellora an Größe kaum nachstehen, und hieraus läßt sich wol mit Sicherheit schließen, daß ihre Gestaltung und Begründung in ein sehr hohes Alterthum hinaufreiche. Vielleicht gehören auch einige der größten Pagoden, Pyramiden und Obelisken, deren es in Hindostan unzählige gibt, dieser ersten Kunstperiode an, die sich durch Kraft und Ausdauer auf eine Weise auszeichnet, daß es beinahe lächerlich klingt, wenn sie oft die Kindheit der Baukunst genannt wird. Indien und Aegypten sind mit ihren Riesenhallen nur die stille und stumme Vorschule des griechischen Künstlergeistes gewesen, der von der einfachen Säule bis hinauf zur herrlichsten Menschengestalt Alles kerngesund idealisirte und so den Marmor vor allen Steinarten adelte, wie ihn kein späteres Volk mehr durch seine Gebilde und Gestalten zu adeln weiß.

Halbwilde Schweine.

In Nordamerika hält sich der Bauer am liebsten halbwilde Schweine. Diese Thiere laufen ohne Aufsicht in den ungeheuern Wäldern hin und her und suchen sich ihr Futter. Nur selten und zwar dann, wenn ihnen reichliche Nahrung fehlt, kommen sie heim zu ihrem Herrn, der dann allerdings mit ihnen vorsichtiger umgehen muß als unser Landwirth mit den seinigen, weil sie durch das Herumstreifen sehr heißig geworden sind. Durch gutes Futter wird ihnen ihr Stall wieder lieb und sie finden ihn nach neuen Wanderungen regelmäßig wieder. Ihr Herr hat oft die Freude, daß ein Paar mit 12—15 kräftigen Jungen zurückkehrt und dadurch seine Gastfreundschaft reichlich lohnt. Der nordamerikanische Bauer löst aus dieser Schweinezucht schöne Sümmechen, denn er versendet Schinken und eingesalzenes Fleisch auf den großen Strömen seines Vaterlandes nach den Seestädten, von wo sie bis nach England spedirt werden.

Wohlthätige Stiftung.

In der Nähe von Southampton in England befindet sich an einem in das Innere des Landes sich eindringenden Arme des Meers eine Fähr- und bei derselben

ein steinernes, nicht allzu großes Gebäude. Der Grundriß desselben ist der eines griechischen Kreuzes; auf demselben sind zwei Mauern errichtet, die sich natürlich in der Mitte rechtwinklig durchschneiden. Etwas über Mannshöhe ist das ganze Gebäude gut überdacht. Der Wind mag von einer Seite kommen, von welcher er wolle, so hat man natürlich immer an einer Seite Schutz.

Dieses in seiner Idee originelle, in seiner Ausführung malerische Gebäude verdankt seine Entstehung

einer edlen Gemüthsbewegung. Eine vornehme Dame, welche auf ihrer Reise während eines heftigen Windes auf die Rückkehr der Fährte wartete, hatte sich dergestalt dabei erkältet, daß sie erkrankte, bettlägerig ward und starb. Um Andere gegen ähnliches Ungemach und dieselben daraus sich ergebenden Folgen zu schützen, verordnete sie, daß an dem für sie verhängnißvoll gewordenen Orte ein Obdach gegen Wind und Wetter erbaut würde, und sie setzte ein eisernes Capital aus, es für ewige Zeiten in baulichem Zustande zu erhalten.

Die Apostel.

(Beschluß)



Thomas.



Matthäus.



Jakobus der Jüngere.



Simon Zelotes.



Judas Thaddäus.



Paulus.

Das Rennthier.



Vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1833, Nr. 32.

S e p p e l.

(Beschluß.)

Eines Sonntags war Seppel wie gewöhnlich in Wildenfeld. Seine Genossen ließen ihn das süße Gift der Sünde in vollen Zügen trinken. Er trank sich toll und voll, griff dann nach der Karte und verspielte nicht bloß seinen ganzen Wochenverdienst, sondern borgte auch bei dem Wirthe noch mehre Thaler. Wölfel hatte mitgespielt und war schon eine Stunde vorher weggegangen, um, wie Alle wußten, die Grenze mit Contrebande zu überschreiten. Den Brantwein und den Wölfel im Kopfe, das geborgte Geld in der Hand, setzte er sich an den Spieltisch und sprach zum ersten male in seinem Leben: In des Teufels Namen! und der Rest seines Geldes ging unter schallendem Gelächter seiner Sündengenossen bis auf den letzten Heller verloren. Er sprang auf, schlug heftig auf den Tisch, nahm seinen Stock und ging durch die Thür. Taumelnd bestieg er das Gebirge. Der Nordwest tobte mächtig an die Kuppen heran, daß er sich kaum halten konnte. Regenschauer durchnäßten ihm die Kleider, bis endlich dicke Schneeflocken den Weg bedeckten und ihn hinderten, die Augen offen zu halten. Unter fürchterlicher Anstrengung stieg er höher und höher, aber mehr und mehr schwanden seine Kräfte. Der Brantweinauswurf kam ihm zwar aus dem Kopfe, denn das Unwetter regte alle seine Nerven auf; aber der Pfad wurde immer beschwerlicher. Eben hatte der Sturm eine Schneewolke weggepeitscht und dem Monde

gestattet, das Dunkel des Waldes zu erleuchten, da hörte er neben sich seitwärts vom Wege Schritte und dumpfes Gemurmel und auf einmal dröhnt Wölfel's fürchterliche Stimme in sein Ohr: „Wer da!“ Bevor noch Seppel Antwort geben kann, kommt von anderer Seite ein lautes: „Halt! Pascher!“ Der verwegene Wölfel dreht sich um und legt sein Doppelgewehr an, aber in demselben Augenblicke stürzt er, von der sichern Kugel des Grenzüngers getroffen, nieder und haucht seine böse Seele aus.

Seppel, der in unmittelbarer Nähe, aber unbeachtet Alles gehört und, so weit es im Mondschein möglich war, gesehen hatte, zitterte am ganzen Leibe. Er legte sich, um verborgen zu sein, an den schneebedeckten Erdboden und blieb unentdeckt. Er war oft in Wölfel's Gesellschaft gewesen; wie leicht konnte er zu den Genossen desselben auch beim Schleichhandel gerechnet werden.

Als er sich sicher laubte, setzte er seinen Weg fort; aber kaum war er im Stande, die matten, von Kälte erstarrten Füße vorwärts zu bringen. Der Sturm jagte neue Wetter herbei, immer dichter fiel der Schnee, immer beschwerlicher wurde es ihm, weiter zu schreiten, er war dem Untergange nahe.

Er schleppete sich noch ein Stück weiter und, Welch Glück für ihn! er erreichte die ihm wohlbekannte Stelle, wo der Baumstumpf stand. Sein Zustand, so dünnke

ihm, war jenem ganz ähnlich, als er arm und bloß, in Gefahr zu erfrieren, einst hier: Rübzahl! rief. Keinen Augenblick in Zweifel, daß der Berggeist auch jetzt sich seiner erbarmen werde, legte er sich auf den Baumstumpf.

Rübzahl! Rübzahl! schrie er aus Leibeskräften. Nach wenig Minuten zog der eisige Schlummer seine Augen zu; seine Sinne schienen ihm zu schwinden, denn im bunten Wirbel drehte sich Alles in seinem Kopfe herum.

Siehe, da stieg der Berggeist wieder herauf mit seinem Feuerblick und seinen grauen, wild verworrenen Haaren. Er drohte aber diesmal nicht bloß mit der Faust und Knirschte mit den Zähnen, sondern er fuhr im fürchterlichen Zorne auf Seppel los und gab ihm eine derbe Ohrfeige. Diese bewirkte zunächst, daß ihm der Mund weit offen stehen blieb und daß er nicht im Stande war, seine Noth zu klagen. Nur das Eine vermochte er zu thun: ein recht klägliches Gesicht zu machen und die linke Hand bittend zu öffnen. Da hob Rübzahl wieder den Steinblock in die Höhe und brachte alsbald in der einen Hand eine Büchse hervor, aus welcher ein häßlicher Schwefeldunst hervorquoll. In der andern Hand hielt er etwas verschlossen; vielleicht wieder ein Wundersteinchen?

Schnell griff Seppel zu, als der Berggeist ihm das ersehnte Geschenk in die Hand drückte; aber mit Blüeeschnelle lief es ihm, diesmal nicht erwärmend, sondern eiskalt durch den Arm und durch den ganzen Körper, sodas er zusammenschauerte, als wenn er unter dem Kaltwassersturze eines russischen Dampfbades stände. Dann stürzte ihm der Berggeist den Inhalt seiner Büchse, welcher in einer flüssigen Schwefelmasse bestand, heftig in den offenstehenden Mund und gab ihm eine zweite derbe Ohrfeige auf den andern Backen. Durch diese schloß sich der Mund wieder und Seppel mußte eine tüchtige Portion des häßlichen Tranks hinunterwürgen. Mit drohenden Fäusten verschwand Rübzahl und donnerte ihm, schrecklicher als ehemals, den bekannten Spruch in die Seele.

Zitternd und bebend, mit geschwollenen Backen, blieb Seppel auf dem Baumstumpfe liegen, unermögend, sich aufzurichten. Da fühlte er sich kräftig gepackt und eine derbe Stimme weckte ihn aus dem vermeintlichen Schlafe. „Heda! Kerl, du mußt ja erfrieren!“ Es waren die Grenzjäger, welche die Grenzwälder Tag und Nacht durchstreifen. Sie führten den Halberfrorenen nach seiner Hütte, und ihnen, nicht aber dem Rübzahl, hatte er diesmal seine Rettung zu verdanken.

Noch auch diesmal hatte er nicht geträumt. Seine geschwollenen Backen bewiesen ihm nur zu deutlich, daß er ein paar derbe Ohrfeigen erhalten hatte, und das ekelhafte Würgen in seinem Schlunde zeigte deutlich, daß er tüchtig hatte schlucken müssen. Das Geschenk aber, welches ihm in die Hand gedrückt worden war, war kein wärmeausströmendes Wundersteinchen, sondern ein großes Hagelstück, welches seinen Frost nur vermehrte, weil es durch die geringe Wärme, welche er noch in seinem Körper hatte, zu Wasser zerschmolz.

Er kam in sein Häuschen und setzte sich mit summemdem und brummendem Kopfe auf das Lager, einschlafen konnte er aber nicht. Das Brennen im Halse, der schlechte Geschmack und dabei unausstehlicher Zahnschmerz ließen ihn keinen Augenblick ruhen. Das wieder gehörte Sprüchlein Rübzahl's regte auch seinen ganzen Seelenzustand auf. Die lange, lange Nacht führte ihm das treue, liebe Bild der guten Mutter

vor; er gedachte ihrer Frömmigkeit, ihrer zärtlichen Sorge um ihn, ihres Sterbens. Es fiel ihm ein, daß er heute vorm Jahre an ihrem Bette weinend geseffen hatte. Auch der Prediger, den er so lange gemieden hatte, kam in seinen Sinn, und er faßte den Entschluß, den nächsten Sonntag wieder einmal in die Kirche zu gehen.

Der Sonntag kam; Seppel hatte Gelegenheit und Veranlassung genug gehabt, seiner Mutter zu gedenken. Mit schwerem Herzen trat er in das Gotteshaus, welches von Besuchern dicht gefüllt war, weil alle Bewohner des Dorfs mit Recht erwarteten, daß der Prediger heute in seinem Vortrage auf das schreckliche Ende des bösen Wölfel kommen würde. Der Prediger ging dicht an Seppel vorüber, als er in die Kirche eintrat, und grüßte ihn freundlich, obgleich er wie ein armer Sünder die Augen niederschlug.

In ergreifender Rede schilderte der Geistliche den Tod des Sünders und warnte mit Ernst und Strenge vor dem ersten Schritte. Er warnte namentlich vor Trunk und Spiel, jenen fürchterlichen Lastern, welche ein ganzes Heer von andern Sünden nach sich ziehen und den Menschen in unausbleibliches Verderben stürzen. Dem Seppel war es, als wenn die ganze Predigt um seinetwillen gehalten und auf ihn gemünzt wäre. Er wagte es nicht, aufzusehen, am allerwenigsten seine Augen nach der Kanzel zu richten, weil er sich einbildete, Aller Blicke und besonders die des Predigers müßten auf ihn fallen. Schamroth im Gesicht, mit pochendem Herzen faß er still an seinem Plaze. Jetzt gab der Pfarrer seiner Rede eine andere Wendung; er schilderte das Sterben des Frommen. Das Grauen des Todes und die Schmerzen der Krankheit, meinte er, mache sich der Rechtschaffene leicht durch sein gutes Gewissen und durch festes Gottvertrauen. Mit heiterm Gesicht und gläubig gefalteten Händen könne er hinaufblicken zum Himmel und dürfe die Überzeugung haben, aufgenommen zu werden in die seligen Räume der bessern Welt, in die Reihen seiner vorangegangenen Lieben. Der Pfarrer schloß seinen Vortrag mit der eindringlichen Mahnung: Darum bleibet fromm und haltet euch recht; denn Solchen wird es zulezt wohlgehen!

Bei diesem Theile der Rede konnte sich Seppel nicht länger halten. Natürlich gedachte er seiner Mutter. Helle Thränen liefen ihm über die Wangen und er gelobte sich's und Gott, von nun an ein anderer, besserer Mensch zu werden.

Noch denselben Sonntag wanderte er, seit langer Zeit wieder zum ersten male, an den stillen Hügel, unter welchem seine Mutter schlief, und erneuerte die gethanen Gelübde.

Der Montagmorgen sah ihn wieder hinter seinem Webstuhle. „Das walt' Gott!“ sprach er recht aus Herzensgrunde und arbeitete, so viel in seinen Kräften stand. Er litt oft Mangel wie viele arme Weber; denn Rübzahl hat ihm nie wieder frisches Brot durchs Schlußelloch gebracht. Er froh im Winter wie jeder andere Weber; denn das Wundersteinchen hatte der Waldbach längst mit fortgerissen und das Wort Rübzahl brachte er nie wieder über die Lippen, so oft er auch über das Gebirge ging. Der Brantwein ekelte ihn, seitdem er jene Medicin hatte schlucken müssen, so entseßlich an, daß er nie wieder einen Tropfen davon in den Mund genommen hat. Aber fromm ist er nun geblieben. Dem Worte seiner Mutter hat er bis an sein Ende gehorcht, und er hat sein ehliches Fortkommen gefunden, bis auch ihn ein sanfter Tod von dem-

selben Lager, auf welchem seine Aeltern gestorben waren, hinwegnahm.

Dem hartberzigen Wundarzte aus Waldenburg aber hat der neckische Berggeist einen fatalen Streich gespielt. Er hatte einst einem armen Familienvater auf dem Gebirge eine solche Rechnung gemacht, daß der arme Mann mit Weib und Kind aus seiner Hütte mußte. Mit dem schönen Sümmlen in der Tasche stolzirte der dicke Herr über Rubezahl's Revier zurück nach Waldenburg und lehnte sich an einen Baumstumpf, welcher am Wege stand, um ein wenig auszuruhen. Da fuhr ihm eine große, aber eiskalte Eidechse plötzlich über das Gesicht und er erschrak so sehr, daß er Zeitlebens das Zittern davongetragen hat. Nie konnte er durch die zitternden Hände Schienen und Bandagen wieder fliegen lassen, nie wieder Papierstreifen mit lateinischen Wörtern beschreiben, nie wieder seine große Kundschaft, die er eben in Rubezahl's Revier hatte, besuchen.

Seitdem der Doctor das letzte mal auf dem Gebirge war, hat man den wunderbaren Baumstumpf nicht wieder gesehen. Er ist versunken und an seiner Stelle findet der Wanderer einen schmutzigen Wassertrümpel, aus welchem weder Mensch noch Thier zu trinken wagen, weil er eben die Flüssigkeit enthalten soll, welche Seppel von der Trunkenheit heilte.

Die Strafe der Bauchaufschligung bei den Japanesen.

Die Bauchaufschligung ist bei den Japanesen ein Vorrecht der höhern Stände, und Diejenigen, welche diesen angehören, üben sich bereits in ihrer Jugend, dieselbe mit Behendigkeit und den Regeln gemäß auszuführen zu können. Bei dieser Selbstenleibung wird eine besondere Kleidung getragen, welche man nicht mitzunehmen verläßt, wenn man sich auf Reisen begibt. Wird Jemand zur Bauchaufschligung verurtheilt, was indessen nicht häufig der Fall ist, so müssen Söhne und Brüder sowie Vater und Oheim dieselbe Strafe an sich vollziehen. Dann erhalten Alle den Befehl, sodas sie sich sämmtlich in einer und derselben Stunde das Leben nehmen. Ist Jemand zu der Strafe verurtheilt, so ladet er seine vertrauten Freunde zu sich, manchmal in den innern Hof eines Tempels, und vergnügt sich einige Zeit mit ihnen, während der Sake (ein starkes aus Reis bereitetes Getränk, welches in Japan die Stelle des Weins und anderer geistiger Getränke vertritt) in der Gesellschaft herumgereicht wird. Der Verurtheilte hält eine Abschiedsrede, sagt seinen Freunden Lebewohl, läßt sich den kaiserlichen Befehl noch einmal vorlesen, zieht darauf seinen Säbel, beugt sich vornüber und macht sich einen Querschnitt in den Leib. Hinter ihm steht ein vertrauter Diener oder einer seiner Freunde, der ihm unverzüglich den Kopf abschlägt. Auf diese Weise kommt man den Kleinmüthigen bei ihren Bemühungen zu Hülfe. Die sich auf ihren Muth verlassen, machen sich einen tiefen Querschnitt in den Bauch, sodas die Eingeweide zum Vorschein kommen; ja es gibt Beherzte, welche sich nach dem Querschnitt mit ihrem Schwerte selbst einen Hieb in den Hals versetzen.

Die freiwillige Bauchaufschligung ist auch nicht selten. Große, Beamte und Krieger unterziehen sich derselben, wenn sie wegen muthwillig verübter Frevel,

wegen unverschuldeter Vergehen oder wegen eigener Nachlässigkeiten Strafe befürchten, wenn durch ihre Untergebenen eine strafwürdige That verübt oder eine Nachlässigkeit begangen ist, oder wenn innerhalb ihres Geschäftskreises ein Verbrechen vorgefallen ist, welches sie nicht zu verhindern vermocht und dessen Urheber sie nicht angeben können. In allen diesen Fällen zieht der Japanese die freiwillige Bauchaufschligung der Strafe vor, welche, wenn sie auch keine Lebensstrafe ist, jedenfalls Schande bringt. Dadurch, daß er sich den Tod gibt, bewahrt er sich und seine Familie vor Entehrung und überdies sichert er seinem Sohne die Nachfolge im Amte. Mitunter kann auch ein Niedereer durch einen solchen freiwilligen Tod einem Höhern das Leben und die Ehre retten. Das Bauchaufschließen findet auch wol statt, wenn Jemand vorher aus Nachsicht einen Andern ums Leben gebracht hat; mitunter auch in Gegenwart eines Feindes oder einer Person, durch welche man schwer beleidigt oder in seinem Ehrgefühl gekränkt ist. Ein solcher Schimpf kann nur im eigenen Blute abgewaschen werden. In frühern Zeiten war das Bauchaufschließen der vertrauten oder begünstigten Diener der Fürsten beim Tode ihrer Herren nichts Ungewöhnliches, dadurch bewiesen sie öffentlich ihre Anhänglichkeit. Diese Art und Weise, dem verschiedenen Gebieter Liebe und Treue zu zeigen, kam immer mehr in Aufnahme, bis der Kaiser dieselbe im Jahre 1663 verbot.

Der überzeugende Beweis.

Einem englischen Offizier ward im Lager zu Bojapore in Ostindien ein Pferd gestohlen. Der Dieb hatte sich aber in den Straßen des Lagers verirrt und ward ertappt. Der Offizier war froh, daß er sein Pferd wieder hatte, konnte aber nicht begreifen, wie der Gauner es angefangen habe, das Pferd aus einem halben Duzend Knechten, die in der Nähe schliefen, wegzuholen; er schien ihm fast mehr Bewunderung als Strafe zu verdienen. Am Morgen hatte sich sein Unwille vermindert, aber seine Neugierde vermehrt. Er ließ den Dieb vor sich bringen und fragte, wie er seinen Zweck in der Hauptsache erreicht hätte? Der Kerl antwortete, er könne es dem Herrn nicht sagen, aber er wolle es ihm zeigen. Der Offizier war es zufrieden. Man ging an den Ort des Lagers, wo das Pferd stand, der Mensch kroch ihm mit äußerster Behutsamkeit unter den Bauch. „Nun, Ihre Gnaden: rief er, geben Sie Acht! Gerade so kroch ich über die Knechte; dann machte ich die Stricke los, so; dann warf ich dem Pferde einen Strick um dem Hals.“

Auf meine Ehre, rief der Offizier lachend und sich die Hände reibend, äußerst pffiffig.

Hierauf — fuhr der Kerl fort — sprang ich dem Thiere auf den Rücken, sehen Sie, so. Wenn ich aber einmal oben sitze, gebe ich Jedem Erlaubniß, mich zu haschen, wenn er kann.

Mit diesen Worten gab er dem Pferde einen Stoß in die Flanken, setzte es in Lauf, flog mitten durch eine Menge Soldaten, die ihm dumm nachsahen und entkam am hellen lichten Tage glücklich mit seiner Beute.

Mannichfaltiges.



Die Industrie der Bienen ist in der londoner Ausstellung in der Art vertreten, daß in einer Ecke des Krystallpalastes elegante, hinreichend bewohnte Bienenstöcke aufgestellt sind. Es ist zugleich dafür gesorgt, daß die Bienen nach Bedürfniß und Belieben in die freie Luft hinausfliegen und wieder zu ihren Bauen zurückkehren können, um daselbst zu arbeiten und ihre Thätigkeit vor den Augen des Publicums zu entfalten.

Ein Bibliothekstück. In der Stadtbibliothek zu Riga zeigt man als Merkwürdigkeit eine Kugel in der Mauer des Saals, welche bei der Belagerung von 1710 Peter der Große selbst in die Stadt schleuderte, und der Bibliothekaufwärter läßt es die Fremden bewundern, daß Peter gerade in den Mittelpunkt der Stadt, in die Bibliothek treffen mußte, als habe er seinen ersten festen Nagel in den Tempel der Musen einschlagen wollen. Aber man sollte meinen, ein noch viel größeres Wunder wäre der Scharfblick der Rigaer, die mitten im Gewirre der Belagerung von ihren Wällen aus den schießenden Peter nicht nur im Pulverdampfe deutlich erkennen, sondern auch seine Kugel in ihrem schnellen Fluge durch die Luft zwischen allen den Hausgiebeln und Thurmspitzen verfolgen konnten, bis sie sie endlich in ihren Bibliotheksaal hineinschlüpfen sahen.

Das Dreschen des Getreides ist fast nirgends so verschleden als in den russischen Ostseeprovinzen. Man bedient sich der Dreschflegel und Dreschmaschinen; am gewöhnlichsten aber ist die sogenannte Rolle, ein langer, dicker Klotz von Eichenholz, auf dessen Oberfläche viele dicke, kurze Stäbe oder

Pföcke eingekitt sind. Der Holzcylinder dreht sich um eine Welle, an welche man das Pferdchen spannt, das mit der Rolle auf dem Getreide umhertrabt. Die Pföcke schlagen beim Umdrehen auf die Ähren nieder und drücken die Körner heraus. Auf den großen Edelhöfen traben 10–12 Pferdchen mit solchen Rollen hintereinander her, von den Bauern wie in der Reitschule an langen Stricken in der Runde herumgeführt. Man hat daher für diese Arbeit auch nicht den Ausdruck „dreschen“, sondern „in die Rolle geben“. Die Pferde selbst heißen Rollpferde.

Helgoland und seine Zukunft. Der Sage nach, die aber doch sehr zu bezweifeln ist, haben 17 Kirchen auf Helgoland gestanden; jetzt ist noch eine vorhanden. Die Insel wird immer kleiner; alljährlich fast stürzen große Stücke zerbröckelt von den steilen Wänden ins Meer hernieder; vor einigen Jahren sanken an der Südspitze sechs Ruthen zusammen. Eine Steinpyramide, der kleine Mönch genannt, folgte unlängst erst. Wenn man die Insel umschiffet, entdeckt man tiefe Spalten, losgetrennte Stücke, breite Rissen, in die das Meer sich eindringt und sie unterwäscht, während der Regen von oben hineinsickert und langsam, aber sicher zerstört. Es ist gefährlich, sich an die zerbröckelten Ränder zu wagen und ohne Zweifel wird das Meer, der alte Maulwurf, immer weiter wühlen, bis die Auflösung einst vollendet sein wird, was freilich, ohne ein besonderes Naturereigniß, noch nicht so bald der Fall sein dürfte.

Die Palankins oder Palkys, in welchen man in Indien überall, wo keine Communicationen zu Wasser stattfinden, reist, sind längliche Kasten mit Seitenlaufisen, welche zurückgeschoben werden können und zugleich den Eingang bilden; inwendig sind sie mit Vorhängen und Repositorien versehen, auf denen man Bücher, Hut und sonstige Kleinigkeiten ablegen kann. Den Fußboden ziert eine Strohmatten und ein Kissen. Der Reisende wird liegend von vier Trägern schnell und sicher getragen; wie bei uns Poststationen, findet man dort regelmäßige Relais, wo neue Träger (Coolies) eintreten. Gewöhnlich nimmt man deren zwölf; vier davon tragen, acht laufen neben den Trägern her. Für Europäer wäre das Letztere schon Anstrengung genug; für die Indianer ist es Ruhe und Erholung.

Das berühmte und in ganz Sachsen genügend bekannte

Rummerfeld'sche Waschwasser,

worüber jeder Flasche gerichtlich beglaubigte Zeugnisse beigegeben werden, ist einzig und allein — die ganze Flasche zu 2 Thlr. 5 Ngr. — die halbe Flasche zu 1 Thlr. 10 Ngr. — die Viertelflasche zu 20 Ngr. — zu beziehen von **Dr. Ferd. Jansen** in Weimar.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist zu beziehen:

Das goldene Familienbuch,

oder der köstlichste Hausschatz für jede Haus- und Landwirthschaft. Dritte Auflage. 1 Thlr. (10,000 Exemplare gedruckt!)

Alle Recensenten nennen dieses Buch „einen goldenen Schatz“ — „einen Hausschatz im wahren Sinne des Wortes, der wahrhaften Nutzen bringt.“ Es ist ein Buch, das auch dem Unbemitteltesten **hundertfach** Mittel und Wege zeigt, sich eine sorgenfreie und glückliche Existenz zu sichern.

Verlag von **L. Garcke** in Merseburg und Leipzig.